

St. Antoniusblatt

81. Jahrgang, Nr. 2, Februar 2014



Mesnerbote

**100 JAHRE NACH DEM AUSBRUCH
DES ERSTEN WELTKRIEGS**

**FRIEDEN SCHAFFEN,
FRIEDEN ERHALTEN**



3 **Ewiges Leben**
Wie wir uns
Himmel, Hölle und Fege-
feuer vorstellen können

19 **Langer Dienst**
Viele Mesner
und Mesnerinnen feiern
2014 ein Dienstjubiläum

24 **Kurzer Blick**
„Der Schrei“
und „Mönch am Meer“ – das
Weltgefühl in zwei Bildern



LESESWERT

05

**Die Wahrheit über den Weltkrieg:
Historiker entlarven zähe Mythen***Von P. Robert Prenner*

09

**Konflikte erfolgreich entschärfen:
Erkenntnisse aus der Friedensarbeit***Von Martin Lercher*

12

**Wenn die Frau die Hosen anhat:
Vom Beinkleid zur Blue Jeans***Von Dr. Barbara Stocker*

14

**Not kennt keine Straßennummer:
Stille Solidarität im Liebeswerk***Von Direktor P. Dr. Paul Hofer*

St. Antoniusblatt, 81. Jahrgang, Nr. 2, 2014 – Monatszeitschrift für die Familie, Jahresmitgliedsbeitrag 18,00 Euro; Einzelnummer: 1,70 Euro. Sie unterstützen damit die Kapuzinerstiftung Liebeswerk, Meran. – Postkontokorrent Nr. 13013396 – Bankverbindung: Raiffeisenkasse Meran, Filiale Goethestraße 7/a, ABI: 08133; CAB: 58592; CIN: M; K/K: 000030120006; IBAN: IT14M0813358592000030120006; SWIFT-BIC: ICRAITRR3PO. Zuschriften an: Mediumservice Kapuzinerstiftung Liebeswerk – Goethestraße 15 – 39012 Meran – Tel. 0473/204500 – E-Mail: antoniusblatt@gmail.com

Laut Gesetzesdekret vom 30. Juni 2003, Nr. 196, Art. 7 und 13, bestehen nun verschärfte Bestimmungen bezüglich Datenschutz. Demnach wird darauf hingewiesen, dass alle bei Athesia Druck oder bei der Kapuzinerstiftung Liebeswerk gespeicherten Adressen (Förderinnen, Förderer und Einzelabnehmer der Zeitschrift St. Antoniusblatt) die sofortige Löschung ihrer Adresse verlangen können. Nähere Informationen erhalten Sie bei: Sekretärin Monika Pichler, Kapuzinerstiftung Liebeswerk, Goethestraße 15, 39012 Meran, Tel. 0473/204500, E-Mail: antoniusblatt@gmail.com.

Das „St. Antoniusblatt“ erscheint monatlich. Eigentümer und Herausgeber: Kapuzinerstiftung Liebeswerk, Meran. Verantwortlicher Schriftleiter: Mag. Martin Lercher, Bozen. Druck: Athesia Druck GmbH, Bozen. Eintragung Tribunal Bozen, Reg.-Nr. 16/48. – SPED. IN. A.P. – ART. 2 COMMA 20/C LEGGE 662/96 – Filiale Bozen. Eingetragen bei USPI Rom.

**Liebe Leserin,
lieber Leser!**

„Hauptsache gesund!“ Dieser Ausspruch enthält eine bemerkenswerte Dosis Wahrheit, hat aber leider auch starke Nebenwirkungen. Ob wir ihn weiterhin so oft in den Mund nehmen sollten?

Es stimmt ja, dass Gesundheit das Leben enorm erleichtert und dem Glück ein schönes Stück näher bringt. Aber zum Beispiel chronisch kranken Menschen mit „Hauptsache gesund“ das Gefühl vermitteln, dass sie die „Hauptsache“ im Leben nicht mehr hätten? Das ist gedankenlos, ja fast frech.

Denn warum sollten nicht auch sie – trotz Krankheit – „Hauptsachen“ nicht mehr erleben können? „Mancher Krebspatient lebt intensiver und sinnvoller als jemand, der mit normalen Laborwerten durch sein Leben hechtet und am Ende gar nicht weiß, was er eigentlich gemacht hat“, erklärte der Psychologe und Theologe Manfred Lütz.

Gesund sein ist eine Rahmenbedingung für das Leben, die gut oder schlechter sein kann. Aber sie ist nicht das Leben selbst! Täglich beweisen Menschen, dass sie sich trotz Krankheit über das Leben freuen, dass sie Glück erleben und Sinnvolles tun können. Die Kirche widmet den vielen Kranken immer am 11. Februar einen Welttag. Jesus Christus habe Leiden und Krankheit nicht aus der Welt genommen, aber relativiert: Nicht sie, sondern „das neue Leben in Fülle“ hätte das letzte Wort, schreibt Papst Franziskus zum Welttag 2014.

Diese energiereiche Hoffnung sollte die Hauptsache sein!

Ihr

Martin Lercher



Serie zum „Jahr des Glaubens“: Unser Credo (Teil B) „ICH GLAUBE AN DAS EWIGE LEBEN“

Am Sonntag wird in der Kirche immer das Glaubensbekenntnis gesprochen – jahrhundertalte ehrwürdige Sätze. Sie haben nichts an Gültigkeit verloren und sollen auch heute ihre Kraft entfalten. In einer Artikelserie erklärt das „St. Antoniusblatt“ die Sätze des Apostolischen Glaubensbekenntnisses – in Folge 13: Was bedeutet ewiges Leben?

Von P. Robert Prenner

„Den Himmel überlassen wir den Engeln und den Spatzen“, sagten einst die Aufklärer, und so werden auch heute viele denken. Trotzdem sehnen sich alle Menschen nach Geborgenheit, Gemeinschaft, Glück und einem Sinn im Leben. Ohne all das kann der Mensch gar nicht leben. Ja, noch mehr: Jedes Glück verlangt nach Ewigkeit. Im Glaubensbekenntnis drücken wir den Glauben an ein Glück ohne Ende, an ein ewiges Leben aus. Was aber ist darunter zu verstehen?

Ewige Ruhe?

Die Heilige Schrift ist an sich sehr zurückhaltend in der Beschreibung des ewigen Lebens; es werden menschliche Bilder gebraucht, die im damaligen Alltag Freude und Lebenslust ausdrückten wie z. B. das Bild vom Hochzeitsmahl. Traditionelle menschliche Vorstellungen drücken nur einen Teil der Wirklichkeit aus. Ist etwa der Himmel vorzustellen als „ewige Ruhe“, die wir im Gebet unseren Verstorbenen wünschen? Bestimmt ist das nicht im Sinne eines „ewigen Nichtstuns“ zu verstehen: „Die Begegnung mit Gott ist keine ewige Ruhe, sondern ungeheures und atemberaubendes Leben, ein Sturm von Glück, der uns hinweg reißt, aber nicht irgendwohin, sondern immer tiefer in die Liebe und Seligkeit Gottes hinein“, schreibt

Gerhard Lohfink („Braucht Gott die Kirche?“). Was ist mit dem unmittelbaren „Schauen Gottes von Angesicht zu Angesicht“ gemeint? Nach der mittelalterlichen Dominikanertheologie besteht die höchste Seligkeit des begnadeten Menschen in der Erkenntnis Gottes, nicht so sehr in der Liebe, wie Bonaventura meinte. Im Himmel werden wir mit hineingenommen in die unmittelbare Beziehung Christi zum Vater. „In diesem ‚Schauen‘ werden wir alles irdische Geschehen in der Liebe Gottes gegründet sehen – auch das Leid, den Schmerz und den



Foto: pr

Traditionelle Vorstellungen vom Jenseits drücken immer nur einen Teil der Wirklichkeit aus: „Der Weg zum Himmel und zur Hölle“, ein Gemälde von Benedikt Auer von der Passeirer Malerschule (1816, Museum Passeier).



Tod“, so Lohfink. „Himmel“ ist ein anderes Wort für Gemeinschaft mit Gott und vollkommenes Glück.

Das Bild vom Himmel gehört zu den Ursymbolen der Menschheitsgeschichte, und besonders die christliche Theologie würde sich selbst auflösen, wenn sie den Himmel leugnete.

An sich hat jeder Mensch einen unstillbaren Hunger nach der Erfüllung all seiner Wünsche über den Tod hinaus. Wenn aber dieses Bedürfnis mit rein irdischen Gütern gestillt wird, sind Angst und Einsamkeit die Folgen. Denn wenn ein Mensch krank und leistungsunfähig wird, dann bleibt ihm oft nur mehr die Hoffnung auf ein rasches Ende.

„Arme Seelen“

Die volkstümliche Rede von den „armen Seelen“ ist insofern berechtigt, als deren Armut darin besteht, „dass sie sich nicht aktiv, sondern nur passiv läutern und heiligen lassen können“, lesen wir im Katholischen Erwachsenen-Katechismus. Im Grunde handle es sich jedoch nicht um „arme Seelen, sondern um Menschen, die den ganzen Reichtum der Barmherzigkeit

Gottes erfahren“. Ihr Schmerz bestehe eben darin, dass sie noch nicht lauter genug sind, um sich von Gottes Liebe ganz erfüllen zu lassen. In dieser Liebe sind alle Glieder des einen Leibes Christi solidarisch verbunden. Deshalb können sie betend und büßend füreinander eintreten.

Heute sucht die Theologie nach einem neuen, an der Bibel orientierten Verständnis für das „Fegefeuer“. Es geschieht in der Gottesbegegnung im Tod. Das heißt: Es ist weder räumlich – also kein Ort – noch zeitlich – also keine lange Phase zwischen dem Tod und dem endgültigen Eingehen in den Himmel. Vielmehr ist Gott selber in der Begegnung mit dem Menschen das Fegefeuer. Denn diese Begegnung hat für den Menschen neben aller Glückseligkeit immer auch etwas Gewaltiges, Erschreckendes an sich. Der Dogmatiker Medard Kehl SJ formuliert: „Wir sind nur deswegen unsterblich, weil Gott unsterblich in uns verliebt ist!“ Wenn wir im Tod erkennen, wie oft wir die Antwort der Liebe verweigert haben, wird das unser Fegefeuer sein.

Alle Masken fallen ab

Im Tod läuft unser ganzes Leben wie im Zeitraffer vor uns ab. Dies beschreibt Kübler-Ross in ihrem Buch „Interviews mit Sterbenden“. Die Gottesbegegnung im Tod konfrontiert den Menschen unerbittlich mit seiner eigenen Unvollkommenheit. Sie hält dem Menschen gewissermaßen einen Spiegel vor Augen – das Bild, das er selber hätte sein können, wenn er im Sinne Gottes gelebt hätte. Diese Konfrontation schmerzt. Dieser Erkenntnisprozess fordert vom Menschen „Trauerarbeit“. Wir selber erkennen unsere verweigernde Liebe.

Diese Erkenntnis ist unser Gericht und unser Fegefeuer. Im Tod begegnen wir Christus. Vor seinem allwissenden Blick werde ich erkennen, wer ich bin. Alle Masken fallen ab. Aber es ist nicht nur der prüfende Blick, sondern ich schaue in die Augen der Barmherzigkeit.



Foto: ler

Nicht arme, sondern im Grunde reiche Seelen: Darstellung des Fegefeuers am Friedhof von Karneid



1914–2014: Das Jahr in Erinnerung an den Ersten Weltkrieg MYTHEN HABEN EIN LANGES LEBEN



Die grausame Wirklichkeit des Krieges: Tausende Soldaten erlagen dem Weißen Tod im Hochgebirge (im Bild im Ortlergebiet).

Foto: Archiv

Bozen. Es ist schwer verständlich: Auch 100 Jahre nach dem Beginn des Ersten Weltkrieges lebt diese „Urkatastrophe“ immer noch in Mythen und Halbwahrheiten weiter. Das Dokumentationszentrum an der Universität Bozen hat es sich zur Aufgabe gemacht, hier Klarheit zu schaffen.

Von P. Robert Prenner

„Konkret geht es uns um folgende Fragen: War der Erste Weltkrieg wirklich ein Kampf heldenhafter Soldaten? Wie erging es den Frauen und Kindern? Und wie den Kriegsflüchtlingen und Kriegsgefangenen?“, berichtet Oswald Überegger, seit einem Jahr Direktor des Dokumentationszentrums für Regionalgeschichte an der Freien Universität Bozen.

Dazu hat er sich mit anderen Fachleuten in den verschiedenen Archiven kundig gemacht, vor allem im Tiroler Landesarchiv und im Kriegsarchiv von Wien. Noch im Februar wird ein umfangreiches Werk erscheinen mit Beiträgen von 30 Historikern. Geplant sind außer-

dem Vorträge an der Uni Bozen von März bis Juni 2014 und eine Großtagung im November. Erreicht werden sollen nicht nur einige Interessierte, sondern die ganze Bevölkerung.“

„Krieg der Worte“

Mit Recht wird dieser Krieg als „Urkatastrophe“ bezeichnet: Er hinterließ neun Millionen tote Soldaten (ca. 6000 Gefallene pro Tag!) und sechs Millionen getötete Zivilpersonen. „Dieser Krieg führte nicht bloß zum Untergang mehrerer Großreiche Europas und mündete schließlich in Faschismus und Nationalsozialismus; die Geschichte Südtirols ist ohne diesen Krieg nicht zu verstehen“, berichtet Überegger.

Angefangen habe es mit einem „Krieg der Worte“, einem Propagandakrieg, der eine euphorische Stimmung entfachte. Auffallend ist laut Überegger, dass sich vor allem die gesellschaftlichen Eliten „am aktivsten vor den Karren der Rechtfertigung dieses Krieges spannen ließen: Schriftsteller, Künstler, Journalisten“.



Auch die Geschichtsschreibung habe sich diesem Propagandakrieg untergeordnet.

So entstanden bestimmte Mythen, die zum Teil bis heute weiterleben: „Militärische Werte und soldatische Tugenden traten in den Vordergrund: Der angeblich blind gehorsame Soldat wurde als vorbildlicher Held verherrlicht.“ Im Gegensatz dazu wurden italienische Soldaten als moralisch minderwertig dargestellt: „Der ehemalige Bündnispartner Italien galt nach dem Kriegseintritt 1915 als charakterlos und wurde mit Judas oder Brutus verglichen.“ Diese Schwarz-Weiß-Malerei lebt laut Überegger bis heute weiter. Dabei werde übersehen, dass sich Italien und Österreich schon vor dem Krieg nicht sehr nahe standen. Es habe schon vorher Pläne gegeben, gegen Italien einen Krieg zu beginnen. Im Übrigen hatte der Krieg auch für Italien katastrophale Folgen mit 100.000 Toten und dem Aufkommen des Faschismus.

Frauen im Krieg

Die Erinnerung an den Weltkrieg wurde in der Zwischenkriegszeit schnell reduziert auf die Gefallenen, die als „Helden“ in Denkmälern und Gedenkfeiern weiterlebten. Seit den 1990-er Jahren beschäftigt sich die Geschichtsschreibung aber auch mit der Zivilgesellschaft im Krieg. Vor allem die Frauen trugen zu Hause die Hauptlast des Krieges: „Heute bezweifelt niemand mehr,



Foto: Archiv

Unter unsäglichen Mühen schleppten Soldaten dieses Geschütz auf den Ortler, auf 3902 Meter Höhe das höchste Geschütz des Krieges.



Foto: LPA

„Nach dem Krieg geriet die Kirche in Erklärungsnot“, sagt Oswald Überegger, Direktor des Zentrums für Regionalgeschichte in Bozen.

dass die Dauer des Krieges auch im Einsatz der Frauen im Hinterland begründet war“, berichtet Überegger.

Zu sehen sei auch das Problem des Hungers und des Mangels an ausreichender Versorgung mit Grundnahrungsmitteln. Nicht zu vernachlässigen sei außerdem der Einsatz von Kriegsgefangenen als Hilfskräfte für die Landwirtschaft auch in Tirol. Nicht selten wurde aus dem gefangenen Feind ein Mitmensch, ja ein Mitglied der Hausgemeinschaft.

Auch Vertreter der Kirche haben in der Kriegspropaganda ihren Beitrag geleistet. „Studien zeigen aber, dass die Begeisterung für den Krieg schon im Herbst 1914 nachgelassen hat, nachdem Tausende Soldaten in Russland gefallen waren“, so Überegger. Spätestens beim Abnehmen der Glocken habe der Unmut bei den Seelsorgern zugenommen, am längsten habe sich die Befürwortung des Krieges bei der Kirchenleitung gehalten. „Nach dem Krieg geriet die Kirche in Erklärungsnot: Wie Mitteilungen der Diözesanblätter zeigen, taten sich die Seelsorger schwer, die enttäuschten Heimkehrer wieder für die Rückkehr in die Kirche zu gewinnen, sie hatten bei dem sinnlosen Morden alles andere als einen ‚heiligen Krieg‘ erlebt.“

Überegger ist zuversichtlich, dass es dem Dokumentationszentrum gelingen wird, umfassend und objektiv über diesen Krieg zu informieren, auch in Zusammenarbeit mit der Universität Innsbruck und Trient. Vor allem sollten die Grundlagen für ein friedliches Zusammenleben gefestigt werden.



Die Rolle der Kirche im Ersten Weltkrieg KÄMPFEN FÜR DAS HEILIGSTE

Schländers. Zu Beginn des Ersten Weltkrieges im Jahr 1914 herrschte auch in Tirol ein Freudentaumel, genährt unter anderem von Vertretern der katholischen Kirche. Das zeigt das Buch „Kämpfen für das Heiligste“ des Historikers Josef Feichtinger.

Feichtinger hat die Archive nach Texten Tiroler Autoren durchsucht, aber auch Journale, Frontbriefe und Inschriften. Seine kommentierte Zusammenstellung gewährt einen einzigartigen Einblick in die für uns heute unverständliche Kriegsbegeisterung von damals. Er suchte Antworten auf die Frage: Wie ist diese euphorische Kriegsstimmung zu erklären?

Feichtingers Fazit: „Es ging damals um den Kampf für das Heiligste, das heißt um den Kampf für Heimat und Glauben. Wir haben Zeugnisse von einfachen Dorfgeistlichen bis hinauf zum Bischof; Volksdichter und Vertreter der Kirche wie Reimmichl und Bruder Willram riefen in ihren Texten zum Kampf für Gott, Kaiser und Vaterland auf“, so Feichtinger.

So wurde der Krieg zu einem „katholischen Krieg“. „Man hetzte die Leute an die Front mit der Vorspiegelung, es handle sich um eine Wiederholung des Kampfes von 1809, also um einen Glaubenskrieg gegen religionsfeindliche Mächte wie Orthodoxe, Anglikaner und Freimaurer“, so Feichtinger. Der Herz-Jesu-Bund von 1809 musste erhalten, um wieder die „heilsgeschichtliche Sendung des Landes Tirol zu begründen“.

Die einzige Macht, auf die man sich verlassen konnte, war das habsburgische Österreich. Es galt ja die „heilige Dreiheit“: für Gott, Kaiser und Vaterland. Also: Was der Kaiser wollte, das wollte auch Gott und umgekehrt. Der Kaiser war es auch, der das ganze Reich dem Herzen Jesu weihte. Er schrieb sogar den Kindern Briefe und organisierte Kinderwallfahrten. Ein

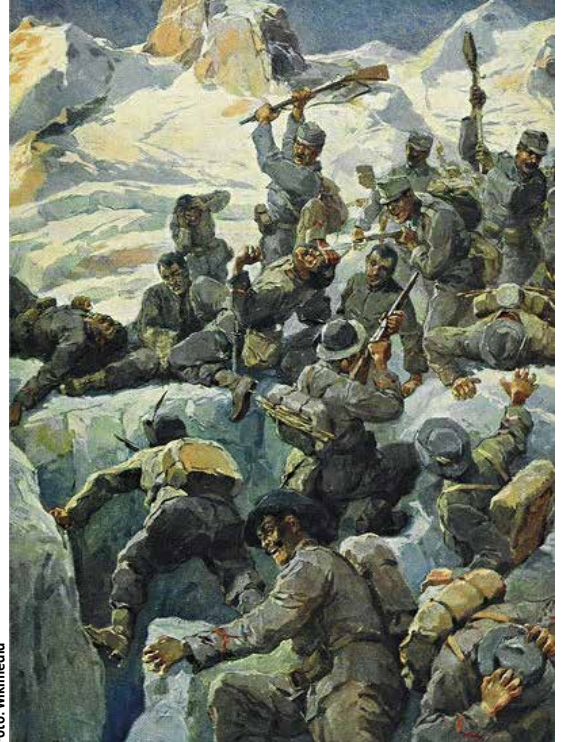


Foto: Wikimedia

„Wiederholung des Kampfes von 1809“: Abwehrkampf am Presena

„Kriegsvaterunser“ und ein „Kriegsrosenkrantz“ waren im Umlauf.

An vorderster Front unter den Kriegstreibern war laut Feichtinger der Schriftsteller „Reimmichl“ (Sebastian Rieger). Als Redakteur des „Volksboten“ rief er das Volk ständig zum Durchhalten auf. Das „Bötl“, wie man die Zeitung auch nannte, wurde im ganzen Land kostenlos verteilt und gelangte so ins hinterste Dorf. Eine Sarntaler Verteilerin schrieb an den „Michl“, das „Bötl“ werde ihr immer „aus den Händen gerissen“.

Das Verdienst „Reimmichls“ als Volksschriftsteller ist laut Feichtinger unbestritten, aber auch die andere Seite, sein Beitrag zum Krieg, dürfe nicht verschwiegen werden. „Reimmichl“ sei des-



halb so gefährlich gewesen, weil er als „Medien-genie die Menschen zu überzeugen verstand“. Oppositionelle Zeitungen gab es damals nicht. Selbst Soldatenbriefe von der Front wurden mehrfach zensuriert.

Wir können heute nicht mehr verstehen, wie der so beliebte Romanautor in seinem „Bötl“ etwa Folgendes schreiben konnte: „Eine schwere, große Zeit ist angebrochen, und ich möchte Euch alle aufmuntern, derselben ein großes Herz entgegenzubringen. Der Krieg, in welchem wir verwickelt sind, ist ein gerechter, heiliger Krieg.“ Er verstehe zwar die Leiden und Tränen der vielen Frauen zu Hause, meint dann aber: „Es ist eine große, heilige Sache, für die ihr leidet, und Eure Leiden haben vielleicht stärkeren Wert als die Taten der Männer. Im Jahre 1809 haben auch die leidenden und betenden Frauen unendlich viel zum Siege beigetragen. Eine berühmte Schriftstellerin sagte einmal: ‚Der Mensch wird um so edler, je mehr er leidet‘.“ Ein andermal verherrlicht „Reimmichl“ den Tod auf dem Feld mit den Worten: „Es gibt kaum ein schöneres Sterben als den Tod auf dem Feld der Ehre. So kann dir dein gefallener Sohn, Gatte, Vater oder Bruder vom Himmel aus besser arbeiten, wirtschaften und hausen helfen, als wenn er neben dir wäre.“

Von Blut tiefend muten die Verse von Bruder Willram an, die er in seiner Kriegslieder-sammlung „Das blutige Jahr“ hinterließ. Der Geistliche hieß eigentlich Anton Müller und



Foto: pr

Vom Dorfgeistlichen bis zum Bischof – viele trommelten für den Krieg, berichtet der Schriftsteller und Theaterautor Josef Feichtinger.

hat den Waffentod in Wort und Schrift besungen. „Mein Lied sei Blut – und euer Herz der Becher – ich will ihn füllen bis zum letzten Rand. Dann lasst uns schwören – blutberauschte Zecher. Den Schwur der Treue unser'm Vaterland.“ An Perversion grenzt es laut Feichtinger, wenn Bruder Willram die Kanone als „seine geliebte Braut“ besingt und schreibt: „Und will – indes aus meiner Brust entströmt das junge Leben – ihr noch in Sterbens-Wonne-lust den ersten Brautkuß geben.“

Der Krieg als Sühne

Den Krieg als eine Strafe und Sühne für die Sünden der Menschen sah Weihbischof Sig-mund Waitz: „Der Krieg ist Sühne für die Sün-den des häßlichsten Lasters, die Unsittlichkeit, verletzte Unschuld und geschändete Frauenehre, gebrochene Treue und Schändung des heiligen Sakramentes der Ehe.“

Fürstbischof Franz Egger verstieg sich in seinem Weihnachtsbrief an die Soldaten 1917 so-gar zur Aussage, das Christkind sei „ein gebore-ner Soldat“. Christus liebe „alle tapferen Soldaten, die da kämpfen für eine gute Sache“.

Nach der Niederlage ist man laut Feichtinger kaum von der religiösen Deutung des Krie-ges abgerückt. So schrieb „Reimmichl“ im „Bötl“: „Schaut, wir nahmen schon von Anfang an eine bevorzugte Stellung vor Gott, dem Herrn, ein, und Gott erwartete von uns mehr als von anderen Völkern. Da wir aber seinen Erwartungen nicht entsprachen und den Bund mit ihm zu wenig treu gehalten haben, so schickt er uns vielleicht diese großen Heimsu-chungen.“ Es sei aber für jede Familie eine Ehre, einen Helden zu haben. pr

DAS BUCH

Josef Feichtinger: Kämpfen für das Heiligste. Tiroler Stimmen zum Ersten Weltkrieg. Mit Audio-Feature. 424 Seiten, Edition Raetia. Ca. 30,00 Euro.



Karl-Heinz Bittl über 30 Jahre Erfahrung in der Friedensarbeit:

„KONFLIKTE KÖNNEN WERTVOLLE ENTWICKELUNGSHELFER SEIN“



Foto: AB

Damit auch Hund und Katze miteinander auskommen: Konflikte entstehen, wo Grundbedürfnisse wie Anerkennung und sichere Räume in Gefahr sind. Hier müsse die Lösung ansetzen, unterstreicht der Konfliktberater.

Brixen. Rechtzeitig mitteilen, was mich nervt: Das ist eines der besten Mittel, um Konflikte zu vermeiden. Diesen Rat gibt der Konfliktberater Karl-Heinz Bittl aus Nürnberg. Bittl ist Mitbegründer des Europäischen Instituts Conflict-Culture-Cooperation (EiCCC), das seit Jahren auch in Südtirol Ausbildungen zur Konfliktberatung anbietet. Das Team der Trainerinnen und Trainer arbeitet unter anderem in Schulen, Unternehmen, bei Auseinandersetzungen in Dörfern und zwischen Völkern.

Von Martin Lercher

„St. Antoniusblatt“: Die Konfliktbearbeitung gründet auf mehr als 30 Jahre Erfahrung: Welche Ansätze hat man gefunden?

Karl-Heinz Bittl: Als wir 1980 mit der „Trainingsarbeit in gewaltfreiem Handeln“ anfangen, glaubten wir, dass es reicht, auf „Gewalt“ zu ver-

zichten, um die Welt etwas friedlicher zu machen. Dabei war uns selbst nicht so ganz klar, was eigentlich Gewalt ist, wie sie wirkt und woher sie kommt. Wir hatten die Erfahrungen, dass gewaltfreies Handeln gesellschaftlich wie persönlich sehr erfolgreich war. Unsere Grundidee entstammte aber aus einer Negation: dem Verzicht auf Gewalt. Heute gehen wir von einem sehr konstruktiven Ansatz aus.

„St. Antoniusblatt“: Wie sieht dieser aus?

Bittl: Wir gehen jetzt davon aus, dass ein Konflikt entsteht, wenn wesentliche Grundbedürfnisse oder Werte gefährdet sind. Solche Grundbedürfnisse sind geliebt und anerkannt werden, sichere Räume zur Verfügung haben, Orientierung erhalten, autonome Entscheidungen treffen können und in dem, was wir tun, einen Sinn erleben.



„St. Antoniusblatt“: Konflikt bedeutet also nicht nur, dass sich zwei Menschen oder ganze Völker in die Haare geraten.

Bittl: Nein, ein Konflikt ist mehr als nur ein Streit zwischen zwei Personen. Konflikte sind verbunden mit vielen Faktoren. So haben Konflikte oft strukturelle Ursachen, zum Beispiel wie Macht angewandt wird oder wie Güter verteilt werden. Es gibt auch viele kulturelle Ursachen: Wenn Anerkennung kulturell unterschiedlich wahrgenommen wird, entsteht Streit um dies zu klären. Diese Vielfalt der Ursachen erleichtert es, einen Konflikt zu bearbeiten.

„St. Antoniusblatt“. Wie sieht Konfliktberatung in der Praxis aus?

Bittl: Die erste Reaktion vieler Menschen bei einem Konflikt ist es, den Blick zu verengen und nach der Ursache und nach Schuldigen zu suchen. In der Beratungsarbeit arbeiten wir mit der Erweiterung des Blickfeldes. Wir gehen mit den am Konflikt Beteiligten somit vom Tal hinauf auf den Berg. Dort können wir mit einem Weit-Blick auf die unterschiedlichen Facetten



Von der kirchlichen Friedensbewegung zum internationalen Konfliktberater – Karl-Heinz Bittl

schauen. Wir setzen dort an, wo auch die Chancen für eine Veränderung am leichtesten sind. Dies bedeutet, dass es gut ist, die Komplexität zu erhöhen, um mehr Möglichkeiten zur Veränderung zur Verfügung zu haben. In eher personalen Konflikten geht es somit weg vom Täter- oder Opferbild; vielmehr zählt das Betrachten dessen, was zu dem Streit geführt hat.

So kann es sein, dass die Beteiligten erkennen, dass sie zu lange auf eine Veränderung gehofft hatten. Sie hatten geschwiegen und den Partner nicht rechtzeitig auf sein Verhalten angesprochen. Als es angesprochen wurde, war es gleich ein „Entweder-oder“.

„St. Antoniusblatt“: Und wenn es nicht so sehr um persönliche, sondern zum Beispiel um einen Konflikt in einem Dorf oder zwischen Völkern geht?

Bittl: Wenn ich mit internationalen Konfliktbeteiligten arbeite, kann es manchmal um das Selbstbild gehen. So in einem Seminar mit Aktivisten aus Palästina und Israel. Hier war ein wichtiges Konfliktthema die Frage, wer das größte Leid zu tragen hat. Wir arbeiten dann mit den Beteiligten zu dem kulturellen Umgang mit Leid und konnten damit zu einer besseren Zusammenarbeit beitragen. In einer Firma war es die unklare Anwendung von Macht des Vorgesetzten, die dazu beitrug, dass ständig Mobbing-Fälle auftraten. Hätten wir an dem Opfersystem gearbeitet, wäre nichts dabei herausgekommen. Das ist auch die Bedeutung des ATCC-Ansatzes (siehe Kurzinfo links).

IN KÜRZE

Im Jahr 2000 gründeten der Franzose Hervé Ott und Karl-Heinz Bittl aus Nürnberg das Europäische Institut Conflict-Culture-Cooperation (EiCCC). Es bildet Konfliktberater nach dem ATCC-Ansatz aus: Dieser Begriff steht für „Approche et transformation constructives des conflits“ und bedeutet übersetzt: Konflikte wahrnehmen und konstruktiv bearbeiten. Bittl selbst kommt aus der Friedensbewegung und ist u. a. Mitbegründer des Fränkischen Bildungswerks für Friedensarbeit (www.fbf-nuernberg.de).



„St. Antoniusblatt“: Lassen sich daraus eigene Faustregeln für den Alltag ableiten?

Bittl: Ich würde hier Papst Franziskus zitieren: „Der Konflikt darf nicht ignoriert oder beschönigt werden. Man muss sich ihm stellen.“ Wer ein Unbehagen spürt oder genervt ist, sollte auf dieses Gefühl hören und sich ihm stellen. Dabei ist es wichtig, nicht sofort in einen Angriff überzugehen, sondern das Gefühl zu beschreiben und den oder die anderen bzw. andere dazu einzuladen, selbst nachzuspüren, wie es ihm bzw. ihr geht. Das ist auch in der Kindererziehung von Vorteil. Wenn ein Kind nervt, geht es auf die Nerven. Sich dann einzureden, dass dies auszuhalten sei oder ausgehalten werden müsste, leugnet die erste Vorwarnstufe. Dann bleibt nur noch der Ärger und somit eine Eskalation im Konflikt, mit Schuldzuweisungen usw. Rechtzeitig mitzuteilen, was nervt, ist die beste Prävention. Dies geschieht am besten in einem einfachen Satz: Mich nervt gerade ...

„St. Antoniusblatt“: Wenn es gelingt, mit Konflikten richtig umzugehen, haben sie also auch ihre guten Seiten.

Bittl: Ja, Konflikte sind wichtig. Sie sind „Entwicklungshelfer“, und sie machen deutlich, wie ein gelingendes Zusammenleben aussehen könnte: ein Leben, in dem wir Anerkennung, statt Abwertung, Liebe statt Ablehnung, Autonomie statt Zwang erfahren. In Werten ausgedrückt, heißt dies: Wir können in Würde, Freiheit, Gerechtigkeit, Solidarität, Gleichberechtigung, Gesundheit usw. leben.

„St. Antoniusblatt“: Sie bieten auch in Brixen immer wieder Ausbildungen in Konfliktberatung an: Was lässt sich dabei lernen?

Bittl: Die Ausbildung zur KonfliktberaterIn (ATCC) befähigt, bei Konflikten beraterisch tätig zu werden. Die Teilnehmenden können am Ende Einzelne, Teams oder Organisationen bei Konflikten unterstützen und zu einem konstruktiven Ergebnis beitragen. Sie lernen auch für die eigene Konfliktbearbeitung recht viel. Diese Kompe-



Foto: Ier

Frieden auf die Fahne gehängt: Ein Netzwerk von Konfliktberatern soll dazu beitragen, Konflikte zu entschärfen.

tenz ist in vielen Bereichen von Vorteil, sei es in der Schule als Beratungslehrperson, in der Gemeinde als Priester oder Gemeindefereferent oder als Leitungsperson, die bei Konflikten nicht wegsehen, sondern sie konstruktiv angehen will.

„St. Antoniusblatt“: Ganz persönlich: Was hat Ihnen diese Methode gebracht?

Bittl: Ich achte mehr auf meine Gefühle, reagiere schneller und öffne meinen Blick für andere Faktoren, die in den Streit hineinspielen können. Das hilft mir bei meinen pubertierenden Töchtern wie auch als Berater und Supervisor in Teams und Organisationen. Als Katholik lässt es mich die Zuwendung zur Welt besser verstehen, so auch die Aussage von Papst Franziskus: „Die Würde des Menschen und das Gemeingut gelten mehr als das Wohlbefinden einiger, die nicht auf ihre Privilegien verzichten wollen.“

INFO

Informationen zur Ausbildung sind auf der Homepage der Cusanus-Akademie zu finden: www.cusanus.bz.it.



Barbaras Fundstücke: Vom Beinkleid zur Bluejeans

WENN DIE FRAU DIE HOSEN AN HAT ...

Bozen. „Lieber sterb' ich, als meiner Frau die Hosen zu lassen, der Mann wird immer der Herrscher sein!“ So lautete die Aussage eines Mannes im 19. Jahrhundert. Hosen waren Männersache. Die Frauen trugen Röcke.

Von Dr. Barbara Stocker

Ursprünglich war unter dem Begriff Hose die Bedeckung der Unterschenkel gemeint. Wadenstrümpfe, Gamaschen und auch Socken wurden als Hosen bezeichnet. Der Begriff hat sich aus dem germanischen „huson“ abgeleitet. Damit waren die Beinbinden und Beinkleider gemeint. Die Hose war nicht in jedem Kulturkreis männ-

lich. In Grönland oder auch in asiatischen Ländern war sie auch bei den Frauen verbreitet.

Die Französische Revolution (1789–1799) bildete in vielerlei Hinsicht eine Wende, auch im Kleidungsverhalten. Als sich junge Frauen traute, in Männerkleidung zu schlüpfen, war die Männerwelt entsetzt, und es wurden laut und öffentlich Fragen gestellt. So hieß es beispielsweise: „Seit wann ist es Frauen gestattet, ihrem Geschlecht abzuschwören und sich zu Männern zu machen?“

Die Frau auf dem Fahrrad

Deutlich wird die skeptische Haltung am Beispiel in der Welt des Fahrrades. 1869 eröffnete in New York die erste Fahrschule für Frauen. In Frankreich waren es Künstlerinnen und Schauspielerinnen, die sich als Erste auf das Rad wagten. Denn bis dahin war das Radfahren den Männern vorbehalten.

Da eine radelnde Frau die Gesellschaft vollends aus der Bahn warf, kam es schließlich zu allerlei negativen Prognosen für die Gesundheit. Man sprach in der Medizin von einem Bicycle-Gesicht, von Rückenproblemen, Schäden für die Kinder, Unterleibsbeschwerden usw.

Die Frauen selbst hingegen waren vom neuen Fortbewegungsmittel begeistert. 1896 schrieb eine deutsche Radlerin in einem Brief: „Eine Lebensfreude kriegt man vom Radeln, gar nicht wieder umzubringen.“ Radfahren, so meinte sie, schärfe die Sinne und befreie die Frauen aus der Enge des Hauses (Bleckmann, S. 35). Zum Fahren wollten sie auch Hosen anziehen. Doch laut eines Zitates von Stefan Zweig durften Frauen den Begriff Hose gar nicht erst in den Mund nehmen.

1897 erlaubten sich mutige Frauen in England, einen Hosenkongress einzuberufen. Die-



**Auf dem Weg zu einer ganz neuen Freiheit:
Frauen auf Fahrrädern**

Foto aus dem Buch „Kommt Zeit, kommt Rad“ von Andreas Hochmuth, ÖBV Verlag



Foto: BS

Ein langes Hin und Her: Der Streit um die Hose war oft Inhalt von Theaterstücken und Possen.

ser wird seither oft zitiert, wenn es um den Frauensport geht. Mehr als 100 Frauen setzten sich in Kniebundhosen zu einer gedeckten Tafel hin und machten deutlich, dass sie zukünftig nicht mehr nur beim Radfahren die Hosen an-

haben möchten! Auch Hosenwitze kursierten. Während das Radfahren als gesundheitsschädlich für die Frau hingestellt wurde, sahen die Ärzte in der Hose für die Frau nur Vorteile, gerade im Winter. Die Verbreitung der Hose für die Frau war nicht mehr aufzuhalten. In den Zeitungen gab es immer wieder Berichte von Frauen, die Hosen trugen.

Rock oder Hose?

Sportlerinnen trugen lange Röcke und nicht Hosen. Bein oder Fuß zu zeigen, wäre unerhört gewesen. Ab 1920 gab es einen großen Wandel in der Frauenkleidung. Die Kleidung modellierte nicht mehr den Körper, sondern veränderte sich. Es entstand eine Freizeitkleidung für Frauen. Korsetts verschwanden, und auch die einschnürende Kleidung wurde plötzlich aus gesundheitlichen Gründen abgelehnt.

In der Mitte des 20. Jahrhunderts eroberte dann eine Hose die Welt, deren Erfolg bis heute andauert: Die „Bluejeans“ kam auf den Markt.



Da schauten die Mannsbilder – deutsche Touristin in kurzen Hosen (Foto aus den 1950er Jahren).

Foto: BS



Liebeswerk setzt Zeichen der Solidarität

NOT KENNT KEINE STRASSENNUMMER

Meran. Die Insel Lampedusa weckt Mitgefühl mit ausgebeuteten Flüchtlingen, die für ein versprochenes, besseres Leben ein unkalkuliertes Risiko eingehen. Diese Menschen spielen nicht mit dem Leben, sie wollen es retten; einigen gelingt es, viele finden aber den Tod. Berichte über diesen Menschenhandel wecken Mitleid. Die Distanz dieser und ähnlicher Tragödien überstülpt bald wieder die momentane Betroffenheit mit unqualifizierten Kommentaren. Lampedusa ist ein Name, der für viele namenlose Lebensbrüche steht, die nicht durch eine Straßennummer geortet werden.

Von P. Dr. Paul Hofer

Das Wort Krise umfasst heute einen weit gespannten Bogen. Probleme, welcher Art auch immer, werden auf Krise reduziert und damit erklärt, wobei meistens die finanzielle Notlage verbalisiert wird. Hilfestellungen beziehen sich allzu oft nur auf die Linderung der ökonomischen Engpässe, der Krisenherd lebt weiter und schiebt sich nach Unterbrechung wieder an die Oberfläche.

Menschen fehlt oft die Einbindung ins soziale Netz, das nicht nur den physischen Lebensbedarf absichert, sondern vor allem das Gefühl der persönlichen Unersetzlichkeit vermittelt. Ein Mensch, der nirgendwo fehlt, der in seiner Individualität nicht gebraucht wird, der rudert an den Rand seiner Existenz. Ein solches Randdasein wird unbemerkt zum Lebensinhalt, die Lebensgestaltung weicht einem Lebensverdruss mit gesuchter Selbsterstörung durch Alkohol oder andere Betäubungsmittel.

Ein Funke Festfreude für Menschen am Rand der Gesellschaft: P. Paul Hofer beim Mittagessen mit den Obdachlosen, die erstmals ins Liebeswerk eingeladen waren.

Viele Institutionen bieten Hilfe an, das muss hoch geschätzt werden, Zeichen des Mitfühlens können aber auch Menschen geben, die nicht in strukturellen Hilfsorganisationen eingebunden sind. Solche unerwartete Zeichen haben keinen Marktwert, sie wirken in der Stille, dadurch erhalten sie eine Gemeinschaft stiftende Qualität.

Kleine Aufmerksamkeit bewirkt Zufriedenheit

In der Vorweihnachtszeit wollte ich mit meinem Team armen Menschen eine Zeitnische der Freude bereiten. Wir prüften verschiedene Möglichkeiten, die eine nachhaltige Wirkung



Foto: Liebeswerk



haben könnten. Die entsprechenden Mitarbeiter waren auf meine Bitte hin alle bereit, an einem freien Tag sich gratis für ein Projekt zur Verfügung zu stellen. Am 14. Dezember luden wir **Obdachlose** zu einem Weihnachtssessen ein. Das Echo war zunächst verhalten. Einige erkundigten sich, ob mit dem Mittagessen auch eine Geldspende verbunden sei; als ich das verneinte, meldeten sich ziemlich einige wieder ab.

Ein kleiner Kreis von 21 Personen nahm die Einladung an. Sie kamen pünktlich, gut gelaunt, und vor allem waren sie sehr neugierig, was sie zwischen die Zähne bekommen würden. Die Menükarte reizte, der schön gedeckte Tisch, die Begrüßung vom Küchenteam und dem Serviermädchen, das Klima war sofort von Vertraulichkeit geprägt. Als die Gäste der Reihe nach telefonieren wollten, merkte ich, dass irgendetwas in der Luft lag. Ein Gast half mir dann auf die Spur: Den armen Leuten wurde von ver-



Foto: Liebeswerk

Vorbildliche junge Leute: Geduldig und ruhig stehen die Oberschüler in der Mensa an.

schiedenen Stellen gesagt, im Liebeswerk würden sie nur aufgewärmte Nudeln bekommen. Es zahle sich nicht aus, für so ein Mittagessen ihre Zeit zu „verschwenden“. Diese Falschmeldung hat einige ferngehalten, die Anwesenden wollten deshalb telefonisch ihre Kameraden nachträglich zum Essen einladen.

Dieses Mittagessen vermittelte sowohl bei den Gästen als auch beim Team eine Vorweihnachtsfreude. Die Obdachlosen kamen von der Straße, sie sind überall und nirgendwo zu Hause. Dieses Geschenk des Miteinanders gab einem kurzen Zeitabschnitt ihres Alltags ein Gefühl, dass sie irgendwo dazugehören. Zum Abschied bekamen alle einen Panettone, den sie beschützend unter ihrem Mantel versteckten. Weihnachten hat eine winzig kleine Spur bei den Gästen und beim Team hinterlassen.

Lebensbrüche laden zur Schicksalsgemeinschaft ein

Die Menschen auf den **Philippinen** werden den 8. und 9. November nicht vergessen. Der Taifun „Haiyan“ machte viele obdachlos. Sie verloren ihr Hab und Gut, plötzlich standen sie auf ihren Trümmern, suchten nach materiellen Überresten, damit sie überleben kön-





nen. Trümmerhaufen bedeckten Menschen, die starben, ohne sich verabschieden zu können; dieser Schmerz muss für die Hinterbliebenen herzerreißend gewesen sein. Die Solidarität in aller Welt war und ist groß. In diese Solidarität hat sich klarerweise auch die Kapuzinerstiftung Liebeswerk eingebunden. Eine Spende hat immer Zeichencharakter, sie vermittelt Schicksalsgemeinschaft mit den Notleidenden, das eigene Wohlergehen gibt der Dankbarkeit in der Erfahrung des Alltags einen Raum.

Das **Sommerfestival 2013** hat neue Einsichten vermittelt. Die Teilnehmerzahl ist sehr stark gesunken, die Gründe liegen vor allem in der finanziellen Verfügbarkeit. Familien müssen genau planen, wie sie finanziell über die Runden kommen. Anfragen um eine Preisreduzierung konnte ich nicht immer berücksichtigen. Ein körperlich schwer behindertes Kind haben wir für sechs Wochen um einen symbolischen Preis betreut, dafür sind 1,5 Begleitpersonen nötig, die besoldet werden müssen.

Die **Mensa** ist wieder gut besucht. Zu uns kommen nur Oberschüler und Oberschülerinnen. Ihnen möchte ich ein Kompliment aussprechen. An Dienstag und Donnerstag kommen beinahe 400, eine unvermeidliche, lange Warteschlange ist die Folge. Dieser Ansturm ist nur zu bewältigen, weil alle reibungslos zusammenstehen, das beginnt bei der Anmeldung im Sekretariat, beim ruhigen und geduldigen Warten der Mensagäste und beim gut abgestimmten Service in der Küche und in den beiden Mensasälen.

Die Kosten bei der Mensa sind für Firmen, Einzelpersonen und Studenten gestaffelt. Finanzielle Engpässe bei Familien sind auch in diesem Tätigkeitsbereich deutlich spürbar. Preisnachlass ist auch bei uns kaum mehr möglich. Menschen mit Behinderung berücksichtigen wir aber immer, auf das Schuljahr bezogen ist es ein erhebliches Zeichen des Mitfühlers.



Buchtipp

„REIMMICHLS VOLSKALENDER“

Die Nordtiroler „Reimmichl“-Kalender unterscheidet sich in vieler Hinsicht von der Südtiroler Ausgabe. Das Kalendarium bietet zahlreiche Angaben zu Brauchtum, Klima und Wetter; vorgestellt werden als Monatsbilder Burgen Nordtirols. Es folgen sehr anspruchsvolle Beiträge. Einen Schwerpunkt bildet in der Ausgabe 2014 der Rückblick auf den Beginn des Ersten Weltkrieges vor 100 Jahren. Hingewiesen sei auch auf die Beiträge über den verstorbenen Innsbrucker Bischof Reinhold Stecher, über Papst Franziskus und über den Krippenkünstler Norbert Roth. Zeitgenössische literarische Beiträge ergänzen die Ausgabe.

Reimmichls Volkskalender 2014. 240 Seiten, durchgehend farbig illustriert, Tyrolia, Innsbruck. Ca. 10,00 Euro.

Zu Weihnachten bekommt das Liebeswerk **Spenden**, für jedes kleine Zeichen danke ich allen aufrichtig. Namen nenne ich keine, viele Wohltäter möchten das nicht, alle sind in meinem Dank mitgemeint.

Wir sehen uns wieder am 30. August 2014

Im Feiern von Festen sind wir Profis, diese Fähigkeit lassen wir nicht brachliegen. So bitte ich euch schon jetzt, den 30. August frei zu halten. Wir haben eine neue Landesregierung, da gilt es Kontakte zu knüpfen, Feste bieten oft einen optimalen Rahmen. Der Umbau befindet sich in dieser Zeit in der Anfangsphase, er wird gut gelingen. So wünsche ich eine sinnreiche schwangere Zeit und danke allen für die vielen Zeichen des Mitseins.



EIN BLICK NACH VORN

Der Jänner ist schon um und damit auch der Mesnertag 2014, von dem ihr hoffentlich alle etwas mit nach Hause genommen habt – für die Arbeit in der Kirche und für euch selbst.

Der Februar steht vor uns. Bald feiern wir da das Fest der Darstellung des Herrn. Hierbei werden auch immer Kerzen gesegnet, die dann Licht spenden in der Kirche zu Hause und am Friedhof. Möge es auch in euch, in euren Familien und besonders in eurer Arbeit Lichtblicke geben!

Ich lade euch auch herzlich ein, an den Veranstaltungen der Synode teilzunehmen.

Vor uns liegt auch die Faschingszeit. Das ist eine Zeit, in der nicht alles so ganz ernst genommen wird. Wo auch über etwas geschmunzelt wird oder von ganzem Herzen über etwas gelacht werden kann.

Ich wünsche euch jedenfalls eine gute Zeit und viel Freude bei eurer Arbeit.

Euer Paul Jaider,
Diözesanleiter

Zum 550. Todestag von Nikolaus Cusanus

DAS UNIVERSALGENIE AUF DEM BRIXNER BISCHOFSTUHL

Brixen. An ihren bisher wichtigsten Bischof erinnert die Diözese in diesem Jahr: Vor 550 Jahren starb Kardinal Nikolaus Cusanus, von 1450 bis 1460 Oberhirte von Brixen. Dort erlebte der Gelehrte von Weltformat aber die Katastrophe seines Lebens.

Geboren ist Nikolaus Cusanus im Jahr 1401 in Kues (heute Bernkastel-Kues) an der Mosel in Rheinland-Pfalz. Der Sohn eines Weinbauern, Schiffseigners und Kaufmanns studiert Mathematik, Theologie, Philosophie und Kirchenrecht an den wichtigsten Universitäten seiner Zeit (u. a. Padua, Köln). Von 1432 bis 1437 nimmt er am Konzil von Basel teil. Dort tritt er entschieden für den Primat des Papstes ein. 1436 wird Cusanus zum Priester geweiht. Im Auftrag von Papst Eugen IV. reist er ein Jahr später nach Konstantinopel, um über eine Annäherung von orthodoxer und katholischer Kirche zu verhandeln.

Anschließend nimmt er als Abgesandter des Papstes an mehreren Fürstenversammlungen und Reichstagen im Deutschen Reich teil, um die Bindung an Rom zu stärken. 1448 kann Cusanus mit dem Wiener Konkordat die Einheit der Kirche retten, Papst Nikolaus V. ernennt ihn zum Kardinal.



Foto: ler

Kirchenmann von europäischem Format, aber in Brixen schrecklich gescheitert – Kardinal Nikolaus Cusanus (Relief am Dom von Brixen)



1450 wird der hoch angesehene Kirchenmann dann vom Papst zum Bischof von Brixen ernannt. Das Domkapitel hat aber bereits den Kanoniker Leonhard Wismair zum Oberhirten gewählt; erst nach erbittertem Streit kann Cusanus einen Kompromiss finden und sein Amt in Brixen antreten.

Aber schon 1451 später schickt ihn der Papst auf eine Legationsreise ins Deutsche Reich, um dort die Reform der Kirche voranzubringen. Cusanus hält Synoden ab und reformiert Klöster. Diese Erneuerung will er ab April 1452 auch in seiner Diözese Brixen durchsetzen, aber der kompromisslose Kurs stößt auf erbitterten Widerstand bei Klerus, Orden und Adel. Nach anhaltendem Streit mit dem Landesherrn Herzog Sigismund von Tirol muss der Bischof im Jahr 1458 endgültig aus der Diözese fliehen. Der neu ernannte Papst Pius II. beruft ihn nach Rom und ernennt Cusanus zum Generalvikar.

1460 versucht Cusanus noch einmal die Rückkehr nach Brixen, er wird aber in Bruneck von Sigismund überfallen und auf dem Schloss gefangen gehalten. Mit Hilfe von Freunden gelingt ihm die Flucht. Er kehrt dann nie mehr in seine Diözese zurück.

Cusanus stirbt am 11. August 1464 in Todi in Umbrien. Sein Grab befindet sich in Rom, sein Herz wird in die Kapelle des von ihm gestifteten St.-Nikolaus-Hospitals in Bernkastel-Kues übertragen. Cusanus gilt als bedeutendster Philosoph des 15. Jahrhunderts, seine bahnbrechenden Bücher behandeln u. a. die Frage nach Gott, das Zusammenleben der Religionen und Probleme der Mathematik.

Buchtipps

Josef Gelmi: Nikolaus von Kues – Leben und Wirken eines Universalgenies auf dem Brixner Bischofsstuhl. 144 Seiten, Verlag A. Weger, Brixen. Ca. 15,00 Euro.

Ehrung der Mesnerin von Kuens

VIELE JAHRE GESCHENKT

Kuens. An ihrem Patroziniumsfest beging die Pfarrei Kuens das 40-jährige Mesnerjubiläum.



Foto: Liebeswerk

Vorbildliche Mesnerin: Engelbert Agethle, Jubilarin Klara Matscher, Pfarrer Florian Platter, Mathilde Mitterhofer, Monika Mangger, Teresia Kneisl, Franz Haller, Konrad Lambrecht und Kassian Mair (v. l.)

um von Klara Matscher, dazu wurde auch die Mesnergemeinschaft eingeladen.

Pfarrer Florian Platter sowie Pfarrgemeinderatspräsident Konrad Wieser gratulierten der Jubilarin und dankten ihr für den unermüdlchen Einsatz und Fleiß mit einem Geschenk und kräftigen Applaus.

Im Namen der Mesnergemeinschaft überbrachte Engelbert Agethle die herzlichsten Glückwünsche. Er sagte, wenn jemand so viele Jahre der Pfarrgemeinde und dem Herrgott schenke, dann könne man von einer Berufung sprechen. Agethle lobte den Einsatz der Jubilarin für die Mesnergemeinschaft, das zeuge von Interesse für das Gemeinwohl. Als Dank und Anerkennung überreichten Agethle und Mathilde Mitterhofer vom Vorstand die Urkunde mit goldenem Mesnerabzeichen und eine Kerze.



Die Mesnergemeinschaft gratuliert herzlich zum **DIENTSJUBILÄUM 2014**

15 Jahre

Kafmann Robert - Welschnofen
Kirchler Anna Voppichler - Mühlwald
Niederstätter Hubert - Lajen/Ried
Platter Wilhelm Antonia- Platt
Pescoller Gasser Erna- Abtei
Pircher Ernst und Maria Mair - Stifles/Egg
Pircher Hermann - Naturns
Trafoier Frank Maria Aloisia - Schluderns

25 Jahre

Auer Peter - Sand in Taufers
Graber Albert - St. Lorenzen-Pflaurenz
Martini Pichler Elisabeth - Terlan
Vikoler Margareth - Brixen

35 Jahre

Garber Karl - Algund-Aschbach
Lucerna Raimund - Vahrn
Tartarotti Gottfried - Frangart

40 Jahre

Weissteiner Huber Anastasia - Pfunders

50 Jahre

Wallnöfer Michael - Lichtenberg

60 Jahre

Mair Johann - Völs-St. Konstantin
Oberbichler Hermann - Außermühlwald

70 Jahre

Delmonego Konrad - Klausen



Josef Schwingshackl

langjähriger Mesner
in Welsberg
* 18. Juli 1939
† 7. Dezember 2013



Totengedenken



Hermann Pernter

langjähriger Mesner
in Truden
* 1. Dezember 1949
† 2. Jänner 2014



Katharina Piger geb. Rabanser

langjährige Mesnerin
in Margreid
* 3. Juni 1932
† 30. Dezember 2013



Eigentümer:

Mesnergemeinschaft
Diözese Bozen-Brixen
Adolph-Kolping-Straße 3
39100 Bozen

Geistlicher Beirat

**Mag. Eduard
Fischnaller CR**
Schlossstraße 11
39030 Ehrenburg
Tel. 0474/564071
E-Mail: ehrenburg@libero.it

Diözesanleiter

Paul Jaider
Kofelgasse 10, 39040 Kastelruth
Tel. 0471/707431
Handy 339/8360602
E-Mail: paul.jaider@hotmail.com

DL-Stellvertreter

Engelbert Agethle
Agums 22, 39026 Prad
Tel. 0473/616620
Handy 340/8914719

Kassier

Luis Rauter
Mesnerhaus, Garn 8
39040 Feldthurns
Tel. 0472/855515
Handy 335/1321822
E-Mail: alois.rauter@dnet.it

Kontaktperson für Veröffentlichung im Mesnerboten

**Schriftführer
Richard Peer**
Hartwiggasse 1, 39042 Brixen
Tel. 0472/834720
Handy 366/5313311
E-Mail: richardpeer@virgilio.it

Kontoverbindung

Raiffeisenkasse Kastelruth
IBAN: IT 05 0 08056 23100
00030 0013889
Südtiroler Volksbank
IBAN: IT 33 J058 5659 1200
0857 1065 755

EIN URALTES FEST

Mindestens seit Anfang des 5. Jahrhunderts feiert die Kirche am 40. Tag nach Weihnachten – also am 2. Februar – das Fest der „Darstellung des Herrn“ – oder wie es früher hieß „Mariä Lichtmess“. Ursprünglich beging die Ostkirche ein „Fest der Begegnung des Herrn“: Der Messias kommt in (seinen) Tempel und begegnet dort erstmals dem Gottesvolk des Alten Bundes.

In der westlichen Kirche wurde dieses Fest mehr als ein Marienfest – der „Reinigung Mariens“ – begangen. Seit der Liturgiereform von 1960 wird es in der römischen Kirche aber ebenfalls wieder als ein „Herrenfest“ gefeiert – eben als das „Fest der Darstellung des Herrn“.

Dieses Fest erinnert an Jesus Christus, der das Licht der Menschen ist. In ihm ist für „alle Völker“ das Heil Gottes greifbar geworden. Brennende Kerzen sind ein Zeichen für das Licht, das Christus den Menschen schenkt.

Die Herausgabe des **Mesnerboten** wird unterstützt von der Südtiroler Landesregierung, Assessorat für deutsche Kultur.





100 Jahre Huberkirchl in Lüsen EIN HOF UND SEIN HEILIGTUM

Lüsen. Ein Beispiel dafür, wie sich die Bevölkerung für die Erhaltung von Kirchen und Kapellen einsetzt, ist das Huberkirchl in Lüsen-Flitt. Es besteht seit 100 Jahren und wurde mustergültig renoviert.

Viele Gläubige zogen zur Jubiläumsfeier des Kirchleins hinauf nach Flitt, einem Weiler hoch über Lüsen. Den Gottesdienst zelebrierte Pfarrer P. Alfred Kugler OCap, es war zugleich das Patroziniumsfest der Kirche.

Dr. Ernst Delmonego berichtete über die Baugeschichte des Heiligtums. Er konnte anhand von Archivforschungen nachweisen, dass dieses Kirchlein einen Vorgängerbau hatte, der seit dem Jahre 1827 beim Warscher Hof stand. Der neue Besitzer des Hofes, Alois Ebner, übersiedelte 1873 nach Flitt und kaufte den Huberhof. Inzwischen verfiel die alte Kapelle. Daher beschloss der Huberbauer, das Kirchlein neben seinem Hof wieder aufzubauen. Dafür stellte er den Grund, Steine und Bauholz zur Verfügung. Außerdem versprach er, zeit seines Lebens den Mesnerdienst unentgeltlich auszuüben.

Wertvolle gotische Madonna

Trotzdem war der Pfarrer, wie Delmonego berichtete, von diesem Vorhaben nicht besonders begeistert. Der Pfarrer befürchtete nämlich, dass es an diesem entlegenen Ort zu Missbräuchen und Ausschweifungen kommen könnte. Auch vermutete er, der Gottesdienst in der Pfarrkirche würde darunter leiden. Und schließlich sollte seiner Meinung nach das Geld für „nützlichere Zwecke“ ausgegeben werden. Erst als das Brixner Ordinariat nichts gegen den Bau einzuwenden hatte, gab der Pfarrer nach.

So konnte im Jahre 1913 mit dem Bau begonnen werden. Besonders die Huberbäuerin

Maria Ebner erwarb sich um die Errichtung der Kapelle die größten Verdienste. Auch zwei Glocken erhielt die Kapelle. Nach 1925 durfte in der Kapelle auch die Messe gefeiert werden. Die Besitzer der Kapelle verpflichteten sich, für die notwendige Einrichtung (Paramente, Kelch und Wäsche) zu sorgen. 2003/04 wurde die Kapelle restauriert, wobei sich die Schützen besonders verdient machten. Von der Einrichtung ist die gotische Madonna aus dem Jahre 1510 sehr wertvoll; es handelt sich um eine schmerzhaftes Muttergottes, die früher viele Pilger anzog. Das mächtige Kruzifix im Innern der Kirche stammt aus dem 17. Jahrhundert.

„So haben die Bauersleute nun an die 100 Jahre für die Erhaltung des Kirchleins gesorgt, unterstützt von den Nachbarn und der Pfarrgemeinde, wofür allen ein aufrichtiges ‚Vergelt’s Gott!‘ gebührt“, sagte Ernst Delmonego. pr



Foto: Pedita

Ein Beispiel dafür, wie die Bevölkerung zur Kirche steht: der jetzige Huberbauer Friedrich Ebner vor dem Kirchl



Buch stellt die Frage: Heute noch heiraten? ... UND DER EHERING GLÄNZT DOCH

Partnerschaft, Treue, Familie, Kinder: Umfragen beweisen immer wieder, dass traditionelle Werte und Lebensformen auch bei jungen Menschen durchaus im Trend liegen, ja sogar angestrebt werden. Dem gegenüber stehen steigende Scheidungs- und Trennungszahlen, Ehen in Krisen und Kinder, die zwischen den Elternteilen hin- und herpendeln. Warum also heute noch heiraten?

Genau dieses Thema haben Gertraude und Clemens Steindl in ihrem Buch mit dem Titel „Heute noch heiraten“ aufgegriffen. Die Antworten auf diese Frage haben sie 36 Persönlichkeiten mit den unterschiedlichsten privaten und beruflichen Hintergründen überlassen. Rund um das Thema Ehe gebe es viele Widersprüche, schreiben die Herausgeber im Vorwort. Einerseits werden Ehe und Familie in vielen Medien als Auslaufmodelle dargestellt. Auf

der anderen Seite beweise z. B. die österreichische Jugendstudie, dass Partnerschaft und Treue, Familie und Kinder für junge Menschen nach wie vor große Bedeutung haben.

Zu wenig Information

Von den insgesamt 36 Beiträgen im Buch greifen wir den Artikel der Wiener Familienberaterin Barbara Petsch heraus. Sie schreibt zum Thema „Heiraten: Ja – mit Herz und Hirn“. Frau Petsch ist seit 25 Jahren verheiratet und Mutter von drei erwachsenen Kindern. Auf die Frage eines ihrer Kinder, ob man heute noch heiraten solle, würde sie antworten: „Die Ehe ist die Besiegelung einer Beziehung, das hundertprozentige Bekenntnis zu einem Menschen. Für mich steht die Ehe über allen anderen Formen des Zusammenlebens.“

Petsch ist seit Jahren als Juristin im Projekt „Warum trauen wir uns mit Recht?“ tätig. Bei Gesprächen stelle sie immer wieder fest, „wie wenig Informationen Paare kurz vor der Eheschließung über die Ehe haben“. Aus ihrer Erfahrung ist die Basis für eine gelungene Ehe „ein gutes Wissen um den Vertrag Ehe, unter den ein persönliches Ja gesetzt wird“.

Aus Gesprächen höre sie immer wieder heraus, dass viele Menschen Angst haben, eine Ehe einzugehen: „Sie sehen die Ehe als Belastung, da es für sie bedeutet, dass sie nicht mehr tun und lassen können, was sie wollen.“ Dahinter stecke ein Missverständnis: Der Ehevertrag bedeute nicht, die eigene Persönlichkeit aufzugeben, das Gegenteil sei wahr: „Die Ehe schafft die Basis, voll und ganz ich selbst zu sein, unter Wahrung der eigenen Grenzen, aber auch unter Wahrung der Grenzen des anderen.“

Die Ehe sei zwar kein „Freibrief“ für ewiges Glück, „wohl aber ein wunderbarer Raum, ein-

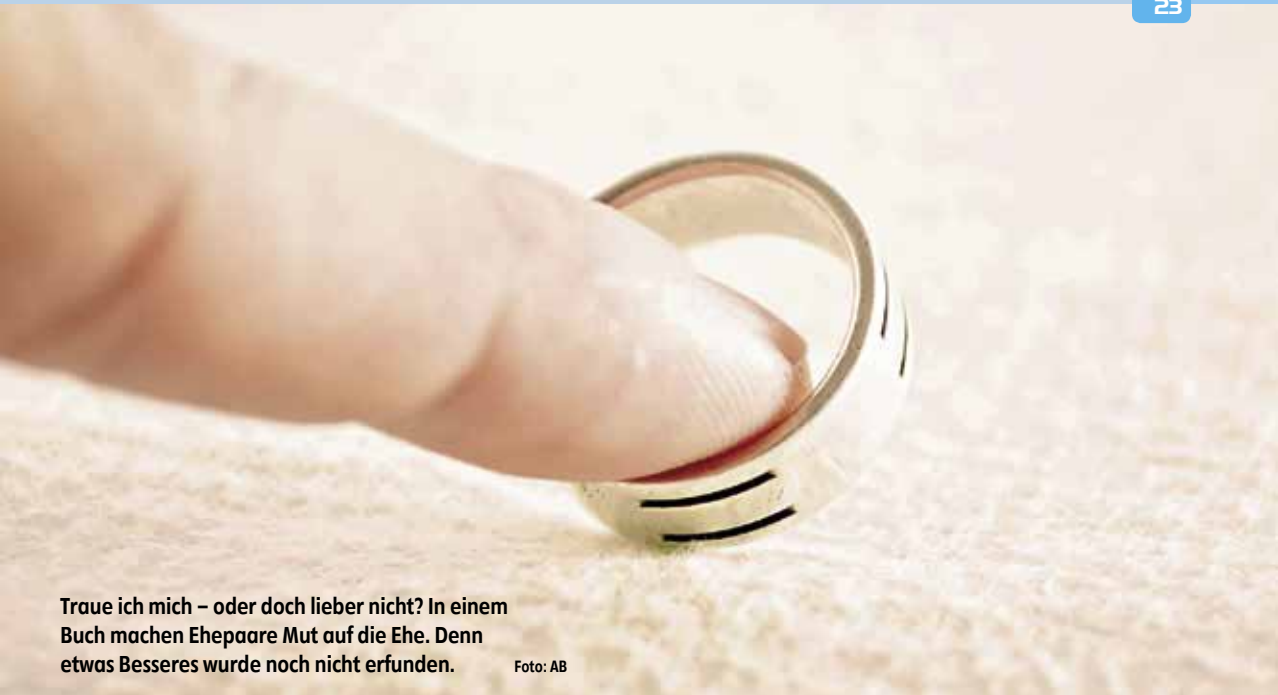


Buchtipps

„HEUTE NOCH HEIRATEN?“

In diesem Buch wird die Institution Ehe von 36 Persönlichkeiten zur Diskussion gestellt. Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler, Sportler, Eheberater, Anwälte und Theologen gehen aus sehr persönlichen Erfahrungen auf dieses Thema ein. Das Ergebnis ist ein buntes Bild, das zum Nachdenken anregt.

Gertraude und Clemens Steindl (Hg.): Heute noch heiraten? 36 Persönlichkeiten – 36 Ansichten. 294 Seiten, Tyrolia, Innsbruck. Ca 22,00 Euro.



Traue ich mich – oder doch lieber nicht? In einem Buch machen Ehepaare Mut auf die Ehe. Denn etwas Besseres wurde noch nicht erfunden.

Foto: AB

ander immer wieder neu zu begegnen, füreinander da zu sein, sich weiterzuentwickeln“. Petsch selbst kann diese „unvergleichliche Vertrautheit und Nähe“ zu ihrem Ehepartner spüren. Aber auch Konflikte gehörten dazu und seien wichtig: „Konflikte, Krisen sind eine große Chance, die Ehe wieder neu zu beleben; in einem Konflikt zeige ich, dass es mir der Ehepartner wert ist, dass ich mich mit ihm streite“, so die Autorin. Gerade für die Kinder sei es sehr wichtig, dass die Eltern verheiratet seien: „Das Bekenntnis von Mama und Papa zueinander bildet für sie einen Raum, nämlich den Raum Familie, welcher Halt und Sicherheit symbolisiert.“

Kein Freibrief für ewiges Glück

Die Autorin verschließt nicht die Augen vor der Realität, dass Ehe und Familie und die damit verbundenen Wertvorstellungen angesichts der alljährlich veröffentlichten Scheidungsraten einem Wandel unterworfen sind. Gleichzeitig fällt ihr aber auch auf, „dass ein starker Verlust des Gefühls von Vertrauen, Verlässlichkeit und Sicherheit auftritt“. Der Mensch erhalte Sicherheit nicht mehr durch die Familie, sondern

überwiegend durch andere Institutionen wie Versicherungen und Krankenkassen; diese könnten aber keinen Menschen ersetzen.

Es habe auch in ihrer Ehe viele Tage und Nächte gegeben, in denen gestritten wurde, bekennt Petsch: „Es hat auch Zeiten gegeben, in denen wir uns überlegt haben, wie ein Leben mit einem anderen Partner wäre, Zeiten, in denen ich unglücklich war und weinen musste, in denen ich mich trotz Ehemann an der Seite allein und einsam gefühlt habe.“

Trotzdem würde sie jederzeit wieder Ja zu ihm sagen: „Dieses unsichtbare Band der Ehe hält uns zusammen; es gibt uns immer wieder die Kraft und den Mut, die Ausdauer und den langen Atem, um auch nach so vielen Jahren den Raum Ehe mit Liebe, Vertrauen und Zuversicht zu erfüllen.“ Ihr Ehemann nehme sie heute noch an, obwohl ihre Haare grau würden und manche Falte ihr Gesicht ziere. Die Autorin schließt mit den Worten: „Für mich ist die Ehe weder eine Sackgasse noch eine Einbahnstraße. Unter Wahrung der eigenen Grenze und der des anderen kann sie eine Prachtstraße sein. Eine Straße, deren Pracht nur gemeinsam mit dem Ehepartner erkannt werden kann.“ pr



Bilder sehen – Bilder verstehen

DAS WELTGEFÜHL IN EINEM WERK

Neumarkt. Diesmal lege ich Ihnen zwei einander entsprechende Bilder vor: Das Weltgefühl von 1810 in Caspar David Friedrichs „Mönch am Meer“ (siehe Bild unten) und das Weltgefühl von 1910 in Edvard Munchs berühmtem „Schrei“ (Bild Seite 25). Das Zeitgefühl unseres 21. Jahrhunderts – welches Bild würden Sie vorschlagen?

Von Br. Bernhard Frei, Neumarkt

„Mönch am Meer“

Es ist ein erstaunliches Bild aus dem Beginn der Romantik, als noch niemand von der „Moderne“ sprach: Der Mensch steht vor dem Rätsel des Kosmos – nicht mehr Schöpfung Gottes, nicht mehr uns umgebendes Weltall, nicht mehr zu erforschende Natur, sondern bedrohende Wirklichkeit.

Auf loseem Grund von Sanddünen steht ein Mensch – ein Mönch in Gedanken. Er tut nichts, sondern nachdenklich setzt er ein Bein vor das andere. Und übrigens verschmilzt er fast mit der Umgebung. Vor ihm ein dunkel gefähr-

liches Meer, ein vom Horizont aufwärts schwarzer Himmel mit einer leichten Erhellung in der Höhe. Der Mönch steht nicht in der Mitte des Bildes, auch hat das Bild keine Grenze nach links oder rechts, nach unten oder oben.

Kein Weg im Treibsand der Küste, über dem dunklen Meer fliegen einige Möwen mit hellen Flügeln. Sie fliegen von unten links nach oben rechts, also eine gute Richtung! Die Farben sind verhalten, vom Rotbraun des Strandes über das tief dunkle Meer bis hin zu einem nachtblauen Himmel, der sich nach oben hin aufhellt.

Das Bild ist seltsam leer, der unendliche Raum lebt und schwingt in einer seltsamen Erregung. Angst und Staunen ruft er hervor, ein starkes Gefühl trotz mangelnder Bewegung und Aktion. Der Mönch hat sich weit vorgewagt, fast zu weit in dem Weltall mit den Urelementen Erde, Wasser, Luft und Licht. Der Strand steht konvex offen zum finsternen Horizont, das Helle droht, nach oben zu entschwinden.

Der Mönch hat sein festes Fundament und seinen Weg verloren – wird ihn der Blick nach



Zwischen 1808 und 1810 schuf Caspar David Friedrich seinen „Mönch am Meer“. Heute ist es in der Alten Nationalgalerie in Berlin zu bewundern.



oben retten? Ist oben und rechts (positive Symbolik!) noch der Himmel offen? Die Bedrohung durch das schwarze Wasser, die Zone des Todes mit dem Hades, der „Hölle“ und Unterwelt – wird der Mönch zum Licht gelangen? Und wenn sich Licht und Finsternis im Augenblick auch noch im Gleichgewicht halten, wird sich in Zukunft ein neuer Weg auftun? Wohin?

„Der Schrei“

Um die Wende zum 20. Jahrhundert hat sich Edvard Munch immer wieder an diesem Sujet „Der Schrei“ versucht. Es gibt kein anderes Bild, das so erlitten und erkämpft wurde und das den Kulturpessimismus jener Zeit um 1900 so auf den Punkt bringt.

In einer unwirklichen Umwelt steht im Vordergrund auf einer großen Brücke eine Gestalt, die Hände an die Ohren gepresst, die lidlosen Augen weit aufgerissen, den Mund weit offen, die Wangen eingefallen. Der haarlose Kopf ist niemandem zuzuordnen, weder Mann noch Frau, weder Jung noch Alt. Es ist der „Jedermann“, der da für alle Menschen seiner Zeit schreit, ohne Hoffnung, dass der Schrei noch gehört wird.

Die Holzbrücke teilt das Bild in der Diagonale von unten rechts nach links oben hinauf. Sie ist vorn und hinten voll angeschnitten und führt nirgendwohin. Schreit der Mensch, weil die Brücke nicht hält und zusammenbrechen wird? Doch diese scheint fest gebaut und ist in Ordnung. Schreit er, weil er den zwei Gestalten mit Hüten (hohes Standessymbol!) begegnet ist – oder diese noch auf ihn zugehen könnten, denn man sieht nur ihre Silhouetten? Der Schrei wird durch die ganze Umwelt verstärkt, alles ist schreiend dargestellt, Himmel, Erde, Meer ist ein einziger Schrei. Auch der Himmel brennt! Die Grundbefindlichkeit, die Geburtswehen der technischen Entwicklung und der fehlenden geistigen Bewältigung der Moderne um 1900 werden hier zum Ausdruck gebracht.



Weltberühmt: Zwischen 1893 und 1910 schuf der norwegische Maler Edvard Munch vier Versionen dieses Gemäldes.

Foto: AB

Obwohl in der gemalten Umgebung der Brücke nichts Auffälliges geschieht, obwohl im oberen linken Bildabschnitt auf einem scheinbar friedlichen See idyllisch Segelschiffchen schaukeln, breiten sich die Schallwellen des Schreies überall aus, vor allem nach vorn zum Betrachter hin. Der Schrei trifft uns direkt und total, prägt sich in unser Ohr und Bewusstsein ein – so etwas vergisst man nie mehr. Vielleicht ist dies der Hauptgrund, dass dieses Bild einen fast unglaublichen Bekanntheitsgrad hat.

Dieses Bild ist keine Landschaftsmalerei, sondern das ganze Bild ist selber ein einziger Schrei des Entsetzens. Hier gibt es keine Furcht vor etwas, sondern namenlose Angst vor allem. Es ist die bedrückende, krankhafte, verzweifelte Situation einer verlorenen, zerstörten Welt. Eine Welt, aus der es kein Entrinnen gibt. Hier wird kein Schrei dargestellt und zelebriert, hier schreit alles und jedes!



DUNKLE WOLKEN ÜBER ALTDORF

Folge
14

Ein Roman von Viktoria Schwenger,
Rosenheimer Verlagshaus

Nicole hielt ihre Hand unter das Licht der Innenbeleuchtung des Autos und sah die Rubine funkeln. „Ich danke dir, Michi“, sie hatte vor Rührung Tränen in den Augen. „So etwas Schönes! Das hätte ich dir gar nicht zugetraut!“ Sie lächelte ihn schelmisch an.

„Ehrlich gesagt, ich war vorher noch nie in einem Juwelierladen!“

„Aber schau, ich habe auch was für dich!“ Sie gab ihm ein weiches Paket in die Hand. „So schön wie dein Geschenk ist es leider nicht!“

„Des glaub’ ich dir ned.“ Er riss das Papier auf.

„Es ist ein Pullunder, damit es dir immer schön warm ist, wenn du auf der Jagd bist. Ich habe ihn selbst gestrickt, obwohl ich eigentlich gar nicht stricken kann. Die Sandra hat mir dabei geholfen. Gefällt er dir?“

Michael hatte das Stück auf seinen Knien ausgebreitet. „Der ist wunderschön, wirklich!“ Er war gerührt über diesen Beweis der Zuneigung und Fürsorge Nicoles. „Und ich hab’ noch eine Überraschung für dich!“

„Ich auch!“

„Sag’s du zuerst!“

„Nein, du!“

Michael lachte und gab nach. „Also, ich hab’ eine Idee für Silvester! Wir könnten eine kleine Hütte haben für ein paar Tage, über Neujahr, in den Bergen. Ich war früher gelegentlich mit dem Roman droben, sie gehört seinen Eltern. Dort könnten wir, vielleicht mit dem Roman und der Sandra, wenn sie Lust dazu ha-

ben, zwei bis drei Tage verbringen. Was meinst?“ Er sah sie erwartungsvoll an.

„Das ist ja irre!“, jubelte sie und fiel ihm um den Hals. „Endlich mal richtig zusammen zu sein! Ohne Angst vor Entdeckung und ohne sich danach wieder trennen zu müssen! Ich kann es kaum glauben!“

„Es ist eine ganz einfache Hütte. Strom gibt’s schon dort, aber das Wasser muss man vom Brunnen draußen holen, und es gibt auch nur ein Plumpsklo außerhalb der Hütte. Ich weiß nicht, ob dir das nicht zu einfach ist, du bist ja doch recht verwöhnt, glaub’ ich.“

„Ich und verwöhnt“, protestierte Nicole und fügte dann hinzu: „Ja, da hast du vielleicht schon recht. Auf so einer Hütte war ich jedenfalls noch nie! Sowas habe ich bisher, wenn überhaupt, nur in Heimatfilmen gesehen. Aber ich finde es super! So romantisch!“

Michael lachte kurz auf. „Na, die Romantik wird dir schnell vergehen, wenn du deinen Rucksack zur Hütte schleppest, man kann nämlich ned mit dem Auto hinfahren. Die letzten zwanzig Minuten muss man zu Fuß aufsteigen. Aber wenn man oben ist und den Ofen in der Küche eingeheizt hat, dann ist es einmalig schön. Ein toller Blick ins Tal, nachts sieht man drunten die Lichter funkeln oder aber die Sterne droben am Himmel.“

„Oh, Michi, das klingt ja wunderschön. Nur wir zwei, ganz alleine!“

„Na, ich weiß noch nicht, ob der Roman und die Sandra mitkommen. Aber das wär’ viel-



leicht auch ganz nett, oder? Es sind zwei kleine Schlafstuben im ersten Stock. Da müssen wir zwei uns ganz eng aneinanderkuscheln, dann wird's uns schon warm werden.“

„Das ist die schönste Weihnachtsüberraschung! Fast noch schöner als der Ring!“

„Und deine Überraschung?“

„Etwas Ähnliches, aber nicht so schön wie deine! Meine Eltern fliegen im Januar nach Gran Canaria, für zwei Wochen! Da können wir uns ganz oft bei uns daheim sehen, so oft wir wollen!“

Michael machte ein bedenkliches Gesicht. „Und das hältst du für eine gute Idee? Bei euch daheim?“

„Klar! Du wirst sehen, das wird schön! Und daheim brauchst du keine Ausrede, du kannst ja spätnachts noch heimgehen, wenn du willst.“

„Danach?“ Er grinste wieder.

„Ja, genau, danach! Ach, kommen nicht herrliche Zeiten auf uns zu?“

„Mhm, schon. Dann ist auch ein Großteil des Winters vorbei, irgendwann wird es wieder Sommer werden! Aber eines sag' ich dir jetzt schon, Nicky! Einen dritten Winter mit dieser ewigen Heimlichtuerei und ohne ein eigenes Dach über 'm Kopf mach' ich nicht mehr mit. Selbst wenn es vorerst nur eine kleine Wohnung sein wird. Für den Anfang reicht es schon!“

„Es wird alles gut werden, Michi! Das glaube ich ganz bestimmt. Selbst wenn ich zu euch ins Haus ziehen muss“, fügte sie tapfer hinzu. „Aber davor hätte ich, ehrlich gesagt, doch rechten Bammel!“

„Das muss ja nicht sein. Jetzt komm erst einmal her zu mir, näher, noch näher, ganz nah! Ich lass' dich nie mehr weg!“

Der erste Weihnachtsfeiertag war gekommen.

„Na, Mäuschen, war es noch schön gestern Abend? Wo hast du dich denn rumgetrieben?“

Die Bellings saßen am weihnachtlich gedeckten Frühstückstisch, die helle Wintersonne

strahlte ins Zimmer. „Ooch“, Nicole zögerte, „ich habe mich mit ein paar Freunden unten im Dorfzentrum getroffen.“

„Im Dorfzentrum?“ Günther Belling lachte. „Im Dorfzentrum“, wiederholte er und schüttelte den Kopf. „Und wer war noch da?“

„Ach, nur ein paar von unserer Clique“, sie sagte es so beiläufig wie möglich.

„Und wer ist in eurer Clique?“ Dr. Belling setzte seine Kaffeetasse ab und schaute interessiert auf seine Tochter.

„Ach, die kennst du nicht, Paps. Ein paar vom Dorf und so. Manchmal ist auch die Sandra dabei und ihr Freund, der Roman.“

„Ein paar vom Dorf? Na, das ist erstaunlich! Und die Sandra hat einen Freund?“

„Ja, einen Bauernsohn“, Nicole sah ihren Vater aufmerksam an, wie er auf diese Eröffnung reagieren würde. „Sogar einen ziemlich reichen“, fügte sie provozierend hinzu.

„Was, die Sandra liebt einen Bauernsohn?“, er lachte prustend. „Das ist doch nicht möglich!“

„Warum denn nicht? Übrigens – zu deiner Beruhigung – der Roman studiert in München am Konservatorium. Er will Musiker oder sogar Dirigent werden.“

„Was?! Ein Bauernsohn als Dirigent? Na, das gibt es doch nicht! Nun, das ist dann doch etwas anderes! Ich dachte schon, die Sandra will Bäuerin werden!“

Er lachte über seine Bemerkung wie über einen guten Witz. Marion Belling saß schweigend dabei und beobachtete ihren Mann und ihre Tochter. Dass sie auch immer aneinandergeraten mussten! Schon fing Nicole wieder an, ihren Vater zu reizen.

„Vielleicht ist Bäuerinsein gar nicht so schlecht! Was würdest du denn sagen, Paps, wenn ich mich in einen Bauernsohn verlieben würde?“

Fortsetzung folgt

**Hallo!**

Warum verkleiden wir uns im Fasching? Nun, die Idee, dass Leute Masken aufsetzen, lustige Kleider anziehen und ihre Späße treiben, ist mehr als 2000 Jahre alt. Im frühen Griechenland waren Theaterstücke sehr beliebt; vor und nach den Aufführungen traten maskierte Spaßmacher auf, um das Publikum zu unterhalten. Auch die Römer verkleideten sich an Festtagen. Im Mittelalter sorgten Gaukler und Narren für Unterhaltung. Gegen Ende des Mittelalters bildeten sich erste Vereinigungen, um Fasching zu feiern. Bevor die Fastenzeit begann, wollte man noch einmal richtig lustig sein. Das einfache Volk hatte in der närrischen Verkleidung auch die Möglichkeit, die Herrscher richtig aufs Korn zu nehmen, ohne dafür bestraft zu werden. So wünsche ich dir einen lustigen Fasching!

Dein Toni Ratefuchs

DIE NARREN SIND LOS!

Es ist wieder Faschingszeit! Da geht es drunter und drüber. Auch bei unseren drei Narren haben sich acht Fehler eingeschlichen. Findest du sie?



Auflösung



Zum Lachen

Ein Mann parkt sein nagelneues Auto vor dem Parlament in Rom. Da kommt ein anderer Mann und sagt: „Sie können hier nicht parken. Hier gehen ja unsere Politiker ein und aus.“ „Ja“, sagt der Autofahrer, „das macht aber nichts. Ich habe eine gute Diebstahlversicherung.“

* * *

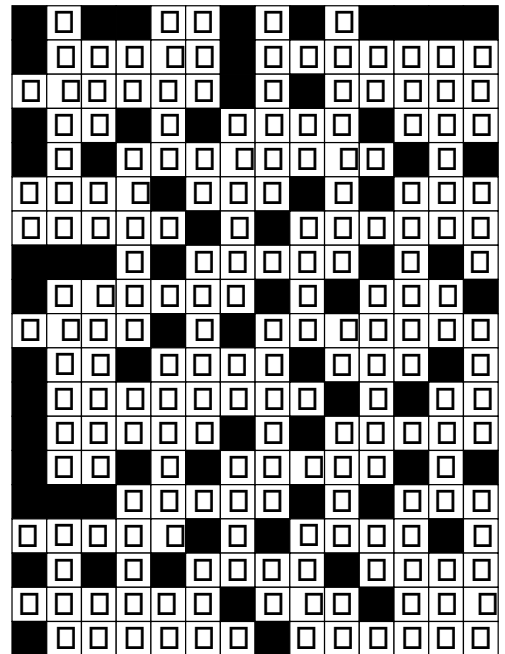
Die alte Dame hebt am Bankschalter ihr ganzes Geld ab. Nach zehn Minuten kommt sie wieder und zahlt alles wieder ein. „Warum haben Sie denn das Geld überhaupt abgehoben?“ will der Kassierer wissen. „Man wird doch schließlich mal nachzählen dürfen!“

* * *

Die Schulklasse ist zusammen mit ihrem Lehrer fotografiert worden. Der Lehrer empfiehlt seinen Schülern, sich Abzüge machen zu lassen. „Stellt euch vor, wie nett es ist, wenn Ihr nach 30 Jahren das Bild wieder zur Hand nehmt und sagt: Ach, das ist ja der Paul, der ist jetzt auch Lehrer; und das ist doch Fritz, der ist Bäcker geworden; und da steht doch der Heiner, der ist nach Amerika ausgewandert...“ Ertönt da aus der letzten Reihe eine Stimme: „Und das war unser Lehrer, der ist schon lange tot!“

Danksagungen:

St. Niklaus/Ulten: Spende dem hl. Antonius als Dank für wiedergefundenes 20 €;
Tarsch/Latsch: Spende dem hl. Antonius als Dank und Bitte 30 €



Auflösung des Kreuzworträtsels S. 29
Lösung: DARSTELLUNG DES HERRN

FEBRUAR 2014

GEBETSMEINUNG VON PAPST FRANZISKUS

- Wir beten um Respekt gegenüber der Weisheit der Älteren.
- Wir beten für Großherzigkeit und Zusammenarbeit im missionarischen Dienst.





Herr, schenk ihnen Deinen ewigen Frieden!

Galsaun: Maria Innerhofer geb. Platzgummer (92), hinterl. den Mann, fünf Kinder und zwei Geschwister mit Familien

Gereuth/Brixen: Johann Reifer (83), hinterl. die Frau und sieben Söhne mit Familien

Margreid: Katharina (Kathi) Wwe. Piger geb. Rabanser (81), langjährige Förderin des „St. Antoniusblattes“

Martell: Franziska Holzer (87), hinterl. die Neffen und Nichten

Montan: Anna Cristofoletti (80), hinterl. fünf Geschwister mit Familien; Benjamin Pfischer (87), hinterl. vier Kinder mit Familien; Karl Romania (52), hinterl. die Gattin, die Mutter und sechs Geschwister mit Familien

Mühlwald: Berta Wwe. Feister geb. Heinz (83), hinterl. vier Kinder mit Familien

Pfalzen: Franz Leitner (72), hinterl. die Ehegattin, drei Kinder mit Familien, sieben Enkelkinder, fünf Geschwister mit Familien, den Schwager mit Familie, die Nichten und Neffen, die Patenkinder und alle Verwandten

Prissian: Luise Windegger geb. Kiem (72), hinterl. zwei Kinder mit Familien, die Enkel und Urenkel

Reschen: Franziska Patscheider Wwe. Bochet (91), hinterl. vier Kinder mit Familien

Ried/Sterzing: Luise Mair (92), hinterl. drei Kinder mit Familien

Sand in Taufers: Johann Fuchsberger (82), hinterl. zwei Söhne

Schabs: Anton Oberhuber (92), hinterl. die Gattin und fünf Kinder mit Familien

Schländers: Josef Ebnicher, hinterl. die Familienangehörigen; Hanni Wieser, hinterl. die Familienangehörigen; Gretl Gamper, hinterl. die Familienangehörigen

Sexten: Josef Kiniger (88), hinterl. fünf Kinder mit Familien

Stegen: Irene Bachmann geb. Hellweger (83), hinterl. zwei Söhne und vier Schwestern mit Familien

St. Felix: Johann Geiser (85), hinterl. die Frau und drei Töchter mit Familien

St. Martin/Gsies: Ludwig Burger (96); Walburga Walder (93); Lukas Huber (16); Hermann König (74); Edith Bachmann (23); Hilda Holzer Schaller (40); Anna Taschler (91)

Tscherms: Anna Wwe. Trogmann geb. Gruber (91), hinterl. vier Söhne mit Familien; Anna Seifarth (89), hinterl. die Schwester, Nichten und Neffen

Verdings/Klausen: Maria Gruber geb. Gruber (94), hinterl. zehn Kinder und Schwiegerkinder, 28 Enkel und 34 Urenkel, einen Bruder mit Familie sowie die Schwägerinnen mit Familien

Villanders: Anton Baumgartner (88), hinterl. die Frau, sechs Kinder mit Familien und drei Brüder

Welsberg: Maria Anna Hintner (85), hinterl. zwei Brüder, die Schwägerin, Nichten und Neffen; Josef Schwingshackl (83), hinterl. die Geschwister mit Familien

Das schönste Denkmal, das ein Mensch bekommen kann, steht in den Herzen seiner Mitmenschen.

Albert Schweitzer

AUGENBLICK



Das Bild: Sonnenuntergang auf Sennes

Gemeinsam mit Freunden des Fotoclubs Bruneck unternahmen wir im Jänner 2013 eine Fototour ins Sennesgebiet. Es war kein besonderer Nachmittag, mit wenig Hoffnung auf gute Aufnahmen. Aber wie durch einen Zauber schickte die untergehende Sonne plötzlich ein herrliches Licht über das Schneefeld.

Der Fotograf: Ezio Fumanelli

65 Jahre alt, lebt seit 28 Jahren in Bruneck. Seit Jahren begeisterter Fotograf, besonders im Bereich Landschaft und Makroaufnahmen von Pilzen und Blumen; Mitglied der Naturfotografen-Vereinigung „Strix“.
www.strixnaturfoto.org



NACH VORN GESCHAUT:
„Ich glaube, das tut mir gut!“ Religiöses Fasten